

Liechtensteiner Vaterland

Organ für amtliche Publikationen

Erscheint wöchentlich 2 mal: Mittwoch und Samstag

Anzeigenpreis:

Die einpaltige Colonetzelle für Liechtenstein 10 Rp., angrenz. Rheintal (Trübbach bis Sennwald, sowie Feldkirch) 15 Rp., übrige Schweiz 18 Rp., Ausland 20 Rp., Reklame: Liechtenstein 20 Rp., Schweiz und Ausland 35 Rp.

Bezugspreis:

Liechtenstein und Schweiz jährlich Fr. 10.—, halbjährlich Fr. 5.—, vierteljährlich Fr. 2.50, übriges Ausland Fr. 18.—, 6.50 und 8.50

Abonnements nehmen entgegen: Sämtliche Postbureau und die Redaktion in Vaduz — Tel. Nr. 175 — Postfach-Konto IX/5478. Inserate nehmen entgegen: Die Redaktion und die Buchdruckerei J. Ruhn's Erben in Vaduz — Tel. Nr. 74 — und müssen spätestens je Dienstag und Freitag vormittags eingehen. — Alleintägige Inseratannahme für das Rheintal, Schweiz und Ausland „Publicitas“ A. G., St. Gallen und andere Filialen.

Rönig Georg V. †.

Es ist naheliegend, daß in jeder Monarchie der Tod eines Souveräns eines anderen Landes besondere Beachtung findet.

So war auch jeder Liechtensteiner, der am letzten Dienstag die überaus würdige Uebertragung des Schweizer Rundfunks anlässlich des Hinscheidens Rönig Georg V. von England vernahm, mit herzlicher Anteilnahme erfüllt für das britische Volk. Wir alle, die wir einst den Tod eines unvergleichlichen Landesvaters, weiland des Fürsten Johannes betrauertem, wissen, was es für ein Volk bedeutet, wenn es einen Landesherren verliert, der sich schon bei Lebzeiten in den Herzen seiner Untertanen ein Denkmal der Liebe und Verehrung geschaffen hat.

Auch Rönig Georg V. war ein solcher Herrscher, wie wir es ja jetzt allenthalben aus der Presse der ganzen Welt und überall, wo wir Engländer treffen, erfahren können.

Das Leben Georg V. war ein Leben schlichter Menschlichkeit, tiefster Pflichterfüllung und wärmster Güte für die Untertanen seines gewaltigen Reiches.

In ihm ist einer der lautersten Menschen und ein Herrscher hinübergegangen, der sein Amt wirklich als eine große Verantwortung vor Gott ansah.

Es wird an anderer Stelle ausreichender, als wir es hier vermöchten, alles das gesagt, was die äußeren Begebenheiten des Lebens des verblichenen Rönigs betrifft; die Schilderung aber dieser seiner Charaktereigenschaften scheint uns das Wertvollste, was wir über seinen Gingen zu sagen vermögen.

Möge die britische Nation im neuen Rönig Edward VIII. einen Herrscher finden, der das Erbe seines entschlafenen Vaters in dessen Geiste weiterzuführen vermag zum Segen des englischen Volkes. Es wendet sich ihm heute schon so viel Sympathie und Vertrauen zu, daß wir nicht zweifeln, daß er sich seiner Aufgabe in jeder Hinsicht gewachsen zeigen wird.

Dr. W. Beck's letzter Weg.

Ein Leichenzug, wie ihn die Gemeinde Eriesenberg noch nie gesehen hat, folgte der Bahre des verstorbenen Dr. Wilhelm Beck am vergangenen Mittwoch den 22. Januar vom Trauerhaus in Lavabina zur Kirche und zum Friedhof. Hier wurde die Einsegnung der Leiche durch hochwürdigen Herrn Kaplan Klausener vorgenommen. Nach dem Vortrage des Missfeldes durch die Harmoniemusik, eines Graliedes durch die beiden Vereine Sängerbund und Kirchenchor ergriff Alt-Gemeindeführer Johann Beck das Wort zur Grabrede und führte aus:

In Trauer Versammelte! Soeben haben wir einen der ersten und besten Männer unseres Landes auf dem Gange zu seiner letzten Ruhestätte begleitet. Einen Mann, der soviel zum Wohle unseres Landes und der Gemeinde Eriesenberg geleistet hat, daß er es verdient, daß wir ihm einen bescheidenen Nach-

ruf widmen, ihm einige Worte des Dankes und der Anerkennung an seinem Grabe zollen.

Nach einer kurzen Schilderung des Lebenslaufes fährt Johann Beck weiter:

Dr. Beck erkannte aber auch, daß dem Lande neue Einnahmequellen erschlossen werden sollten. Er regte an, daß unser Jagdgebiet in mehrere Bezirke eingeteilt und dann der Konkurrenz unterbreitet werde. Eine Maßnahme, die dem Lande wohl den zehnfachen Betrag des früheren Jagdtragnisses einbrachte und dies trotzdem die Hälfte des Ertragnisses an die Gemeinde abgegeben werden mußte, die früher leer ausging. Dann schuf er verschiedene Gesetze, unter anderen das Personen- und Gesellschaftsrecht. Ein Gesetz, das dem Lande schon Millionen eingebracht hat und wohl heute noch eine der besten Einnahmequellen des Landes ist, ihm selber aber einen Welttruf schuf. Auf dem Gebiete der Gesetzgebung war er ein Meister.

Auch anderweitig war er stets bemüht, dem Lande Einnahmen und Verdienstmöglichkeiten zu schaffen. Wenn ihm dies nicht immer gelungen ist oder wenn es sich nicht immer so auswirkte, wie es hätte sein sollen, so war dies ihm selbst am wenigsten lieb. Auch der Gemeinde Eriesenberg hat er direkt und indirekt eine Einnahme von zirka hunderttausend Franken verschafft.

Auch als Dr. Beck in seiner Eigenschaft als Jurist mit den Jahren ein wohlhabender Mann wurde, blieb er das, was er war, ein schlichter Mensch, ein Mann, der eine offene Hand hatte und manche Not linderte.

Aber auch Doktor Beck mußte, wie wohl schon manch anderer, der im öffentlichen Leben gestanden ist, erfahren, daß Andank der Welt Lohn ist. Er hatte viele Weider.

Als es dann mit seiner Gesundheit nicht mehr so recht klappte und wohl auch des Sadens müde, zog er sich immer mehr vom öffentlichen Leben zurück. Am liebsten weilte er in seinem Elternhause in Lavabina. Um seine Gesundheit wieder zu erlangen, ging er vor ungefähr zwei Jahren zum Kurgebrauch in die Fremde. Von dort kehrte er zwar nicht ganz gesund aber doch so weit gebessert zurück, daß er wieder arbeiten konnte. Vor etwas mehr als Monatsfrist warf es ihn wieder aufs Krankenlager. Als die Sache immer schlimmer wurde, berief er die tüchtigsten Ärzte zu sich. Diese vereinbarten, ihn nach Wallenstadt zu überführen, um ihn mit Hilfe der technischen Mittel zu untersuchen und so den Krankheitsherd besser feststellen zu können.

Obwohl man wußte, daß Dr. Beck schwer krank war, hoffte man doch, daß es den Bemühungen der Ärzte gelingen möge, ihn am Leben zu erhalten und daß er, wenn auch nicht ganz gesund, so doch gebessert zu uns zurückkehren werde. Es sollte nicht sein. Der Herr über Leben und Tod hatte es anders beschlossene. Montags in der Früh durchlief die Trauerkunde das Land, Dr. Beck sei gestorben. Gestern wurde er von Wallenstadt nach Eriesenberg überführt und heute haben wir ihn auf seinem letzten Gange begleitet. So stehen wir nun erschüttert an seinem Grabe.

Der Hinschied Dr. Beck's ist für seine Angehörigen ein unersehlicher Verlust, für seine Freunde und für diejenigen, die ihn näher kannten und mit ihm verkehrten, ein schwerer Schlag. Aber wenn der Schlag auch noch so schwer und wir uns vor Kummer und Weh kaum mehr zu fassen vermögen, es steht uns nicht an, mit den Ratsschleifen Gottes zu haben. Da müssen wir denken, was Gott tut, das ist wohlgetan. Da müssen wir schweigen. Schweigen nicht in Bitterkeit, sondern schweigen wie ein Kind, das zu den Füßen seiner Mutter sitzt, das all ihr Tun und Treiben beobachtet, das aber nicht versteht, was sie tut, das aber ahnt und fühlt, daß alles zu seinem Besten geschieht. Für uns alle aber ist der Hinschied Dr. Beck's, der, obwohl schon längere Zeit kränklich, nun doch unerwartet schnell mitten aus seinem Schaffen heraus im besten Mannesalter einer tüchtigen Krankheit erlegen ist, eine ernste Mahnung, ein lautes „Seid bereit“. Ich möchte nicht an geweihten Stätten und angesichts des offenen Grabes Dr. Beck's Politik treiben. Denjenigen aber, die gleichsam immer mit Steinen nach Dr. Beck geworfen haben, möchte ich den Spruch zurufen, der da heißt: Richtet nicht, damit Ihr nicht gerichtet werdet.

In Trauer Versammelte, gedenket des teuren Verstorbenen und bringt für ihn dar die Gebete des Herrn.

Lieber Wilhelm, Du bist nun von uns gegangen. Das was sterblich an Dir war, liegt nun hier neben denjenigen Deiner Mitbürger, die Dir im Tode voraus gegangen sind. Dein Geist aber, das hoffen wir zuversichtlich, weilt nun droben in jenen lichten Höhen beim lieben Gott. Sei Du nun auch fernherhin unser Mittler und Übersetzer und bitte ihn, daß er unsere Sorgen und Kummernisse mildere. Wir, die wir Dich gekannt, erkannt, Dein edles Streben für Land und Volk, erkannt Deinen goldlauteren Charakter nach jeder Richtung hin, wir werden Deiner nicht vergessen. Sein froh Gemüt und Deine Hilfsbereitschaft sind Gedenksteine, die wir nicht übersehen.

Unser letzter Wunsch und Gruß in Dein Grab hinein, nein, nicht in Dein Grab hinein, sondern weit über dasselbe hinaus, sei: Lieber Wilhelm, die Erde Deiner Heimat, für die Du so viel Gutes getan und an der Du mit jeder Faser Deines Herzens gegangen bist, sei Dir leicht. Ruhe in Gottes Frieden!

Ein Notzfrei.

Wenn man auch von der Durchschnittlichkeit vieler „Volksblatt“-Literaten nicht erwarten darf, daß sie von jenem römischen Offizier hörten, der sich die Hand abtrennen ließ, ohne eine Mine zu verziehen, so entspricht es vielleicht doch eher ihrem Gedächtnisvermögen und ihrer Mentalität, wenn wir sie an jene Karl-Mai-Geschichten erinnern, worin der pfeilgespaltene Indjaner es unter seiner Würde hält, seine Martirerpfahlqualen äußerlich merken zu lassen. Aber woher käme solche Würde auf dieser Seite? Ein gequältes Parteihetz schreit eben auf, wo

es getroffen ist. So ergießt im „LV“ Nr. 8 vom 23. Januar eine zutiefst gemarterte Seele ihren Schmerz über die rüchlose Berichterstattung des bösen „Vaterland“ in die immer geduldigen Kanäle seiner krausen Berichterstattung. Ohne in die Rolle eines erbosten Magisters zu verfallen, der unartigen Kindern Fehler torrigiert, möchten wir zu diesem „Volksblatt“-Erguß folgende kleine Randbemerkungen machen:

1. Die Bürgerpartei ist furchtbar edel: auf bloße Anfragen hin überläßt sie der Opposition mehrere Mandate in Ruggell und beweist in anderen Gemeinden ähnliche Edelmut. Wenn man dem „Volksblatt“-Laborat Glauben schenken würde, könnte man an den Wänden hochklettern und sich die Haare austrafen, daß man die edle Bürgerpartei so schwer verkannt! Man macht solche für diese verzweifelte Partei sicher nicht unverständlichen Gefplogenheiten jedoch unferseits nicht nach, wenn man erfährt, daß gerade ein gewisser Jemand sehr energisch in Ruggell gegen die Einheitsliste geredet haben soll! Ist das nicht derselbe Herr, der heute so blickschreib, man habe uns alles geschenkt und hätte uns gern noch mehr geschenkt?

Wenn die Bürgerpartei sooo gültig ist, daß man nur zu fragen braucht und sie stellt gleich höchst hochherzig die Mandate zur Verfügung, dann möchten wir doch hiemit anfragen, ob sie nicht so freundlich sein will u. ganz von der Bildfläche verschwinden. Dies würde den Landesfreunden sehr fördern, und die Partei könnte sich damit viel Geld und Ausregungen ersparen . . .

2. Das „Volksblatt“ redet von Verschiebungen nach der Wahl, wonach das Bild bei manchen Gemeinderäten wieder verändert sei. Nun, zumal wenn solche „Verschiebungen“ den Erfolg haben, daß doch nur wieder Oppositionsanhänger hineinkommen, wenn sie auch aus Verlegenheit um eigene Leute auf der Bürgerparteiliste mitgeführt wurden, so ist dies wohl nichts Brüstenswertes! Ist es aber nicht sehr lustig, daß sich die Bürgerpartei nun schon in ihrer Hilflosigkeit an eine Stimme auf oder ab klammert, ohne zu merken, welcher Lächerlichkeit sie sich damit preisgibt? Wir sind fest davon überzeugt, daß bei jeder Wahl die Möglichkeit besteht, wenn schon oder fast schon Stimmengleichheit ist, eine Stimme zu beanstanden oder gelten zu lassen. Das ist eine theoretische Möglichkeit. Wäre die Bürgerpartei wirklich von solcher großartigen Noblesse, wie sie es für die Mandate im Unterland insbesondere behauptet, würde sie auch hier die große Beste machen und nicht so jämmerlich um eine Stimme schreien, wie das Kind nach dem Honigbrot! Aber gerade die innere Benugnung, die sie voräuschen

Frau Ingrid's Ehe.

Ein Wiener Roman von Hedwig Leichmann.

(Nachdruck verboten.)

„Ach, du interessierst dich ja nicht für meine Gäste. Also der war schrecklich mißtrauisch, quälte sie fürchterlich! Das arme Mädchen hatte einen Bruder, der schuldenhalber nach Amerika mußte. Als dann der Vater tot war, kam er zurück, um sich mit der Mutter zu versöhnen. Die Schwester sollte es vorbereiten. Der Verlobte wußte nichts von der Existenz dieses schwarzen Familienschatzes. Er sah sie zusammen, glaube ich, einmal Arm in Arm auf der Straße und dann auf der Bahn, als er zum Untel reiste. Und da löste dieser mißtrauische Mensch sofort die Verlobung. Was sagst du dazu?“

„Erich sah ganz still. Es war ihm, als zöge jemand einen Vorhang beiseite, der hemmend zwischen ihm und etwas Seltem, Schönerem gehangen hatte. Heiser fragte er zurück:

„Wer hat dir das erzählt? Die Dame selbst?“
„Ja, denn wir haben keine Geheimnisse voneinander. Nur den Namen verschwiegen sie mir. Sie tut mir namenlos leid. Denn sie ist das edelste Wesen, das ich kenne und sie verdient glücklich zu werden.“

„So sag mir doch wenigstens, wie die Dame

heißt!“ Fiebernd vor Ungeduld stieß Erich es heraus.

Doch Ingrid lachte? Wozu? Wer wird so neugierig sein! Der Name ist übrigens ganz gleichgültig. Nun muß ich aber gehen. Es war wundervoll, daß man sich einmal aussprechen konnte. Das tut wohl.“

Als Ingrid ihn verlassen hatte, ging Erich noch lange auf und ab. Die Vergangenheit war lebendig geworden und machte seine Seele unruhig und bewegt. Sollte er damals wirklich zu rasch gehandelt haben? Gab es eine Schuld seinerseits? Aber die Schrift! Die unselige Schrift! Wenn er nur wenigstens wüßte, wie die Dame, von der Ingrid erzählt hatte hieß. Ob der Zufall so wunderbar es fügte, daß sie sich hier wiedersehen sollten? Und wenn, wie sie sich zu ihm stellen würde. Er hatte sie doch unerbört beleidigt, wenn es damals wirklich ihr Bruder gewesen. Stöhnend warf er sich endlich auf sein Lager.

Am anderen Morgen fuhr Erich in die nächste Stadt, um einige Besorgungen zu machen und Waldfrieden zu entfliehen. Denn er scheute und sehnte sich zugleich, dem Mädchen zu begegnen, das er gestern flüchtig im Abenddämmerung gesehen hatte. Es führte ein kurzer, anmutiger Fußsteig über die Wiesen in das niedliche Städtchen. Die wanderlustigen Gäste von Waldfrieden kamen

oft hierher. Die Damen wegen der Schokolade und des Eises, das man in der Konditorei erhielt, und die Herren wegen des echten Pilsner Araquells, der im „Deutschen Haus“ prächtig mundete.

Erich setzte sich still in den noch einsamen Gasthausgarten. Ein paar geleerte Gläser standen auf den buntgewürfelten Tischchen. Fliegen umsummten begierig die Reste. Der Wind blättere in den dünnen Tageszeitungen, die einsam herumlagen.

Durstig trank Erich ein Glas des kalten Bieres. Dann zog er sein Notizbuch hervor und begann einige Gedanken aufzufassen, die ihm während der Wanderung gekommen waren. Da störten ihn sich nähernde Stimmen. Unwillig blickte er auf. Lachend und plaudernd kamen zwei Damen in den Garten von einem Offizier gefolgt. Die größere war Erich völlig fremd. Mit vornehmer Gelassenheit trug sie ihr schönes Haupt und wandte kaum den Blick nach ihm. Die Kleine, zierliche sah neugierig zu ihm herüber. Und als Erich aufsaß und die pikanten Züge, die zierliche, kolette Gestalt erblickte, durchfuhr es ihn wie ein Schlag. Das — war ja die andere — die Schwester seiner einzigen Braut. Es kam ihm nicht zum Bewußtsein, daß er Irma auffallend anstarrte. Er dachte nur das eine: wenn diese hier ist, ist es die andere auch.

Und wenn es die andere ist, so hat Ingrid nur Doris gemeint.

Die drei ließen sich ganz in seiner Nähe nieder. Der Leutnant und Frau Kapitän Wilfen kehrten ihm den Rücken zu. Doch Irma hatte es so einzurichten gewußt, daß sie Erich gerade gegenüber saß. Eine so günstige Gelegenheit durfte man sich nicht entgehen lassen. Das war ja ein Ereignis, ein hübscher, junger Mann! Frau Wilfen und der Leutnant plauderten leise, tranken Kaffee, und der Leutnant leerte ein Glas Bier nach dem anderen. Frau Wilfen sagte nach einer Weile mit ihrer leisen, müden Stimme: „Ich muß nun zur Schneidlerin. Sie hat mich für elf Uhr bestellt. Gehen Sie mit, Irma?“

Irma hatte im Anfang die Absicht. Es war ganz interessant solch eine Konferenz bei einer Provinzschneidlerin. Doch war es entschieden jetzt viel schöner hier. Der Unbekannte hatte sich noch ein zweites Glas Bier bringen lassen und sah immer mit eigentümlich verlorenem Blick herüber. Sie sagte daher:

„Tut mir leid, Frau Kapitän, doch ich will jetzt ein paar Karten schreiben. Der Herr Leutnant begleitet sie sicher!“

Ein wenig empört fragte Frau Wilfen: „Zur Schneidlerin?“
„Nun, wenigstens bis zum Hause. Nicht?“